

VIRUS

Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin

Band 7

Herausgegeben von

Sonia Horn, Marcel Chahrour und Carlos Watzka

für den Verein für Sozialgeschichte der Medizin

Wien: Verlagshaus der Ärzte, 2008



HANS-GEORG HOFER

„NERVENSCHWÄCHE UND KRIEG“

Modernitätskritik und Krisenbewältigung in der
österreichischen Psychiatrie (1880–1920). Böhlau Verlag, 2006

Gelesen von Dr. René Chahrouh

Jede Krankheit hat ihre Zeit, jede Zeit ihre Erkrankungen. Während im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert der Erkrankungskomplex „Depression“ zum gesamtgesellschaftlichen Phänomen wurde, waren es im Fin de Siecle Neurose und Neurasthenie. Letzterer widmet der Grazer, derzeit am Institut für Geschichte der Medizin Freiburg tätige, Historiker Hans-Georg Hofer den Band „Nervenschwäche und Krieg“, Modernitätskritik und Krisenbewältigung in der österreichischen Psychiatrie (1880–1920), erschienen im Böhlau Verlag.

Das Unbehagen an der Moderne hatte um 1900 einen Namen: Neurasthenie. Die Erfindung dieses neuen und bis heute verwendeten medizinischen Fachterminus wird einem amerikanischen Nervenarzt zugeschrieben, Georg Miller Beard: „Neurasthenia, the most frequent, the most important, the most interesting nervous disease of our time, or of any time.“ Obwohl Beards Publikationen letzten Endes kaum neue, bleibende wissenschaftlich Erkenntnisse hervorbrachten, legte die „Neurasthenie“ eine rasante Karriere in- und außerhalb der Fachwelt hin.

Hofer zeichnet diesen Karriereweg im ersten Teil seines Buches „Im Banne der Neurasthenie“, sehr spannend zu lesen nach. Georg M. Beard war 1880 mit seinem Buch „Neurasthenia“ ein internationaler Bestseller gelungen. Er fasste mit dem Begriff die vielfältigen Erschöpfungssymptome wie Schlafstörungen, Kopfschmerzen, innere Unruhe etc. der oberen Gesellschaftsschichten New Yorks, mit denen er täglich in seiner Praxis konfrontiert war, zusammen. In kürzester Zeit avancierte seine Wortschöpfung ins diagnostische Stamminventar der amerikanischen Nervenärzte und wird von dort aus mit Verspätung aber schließlich dankbar auch von den europäischen Kollegen übernommen. Die technischen Umbrüche und gesellschaftlichen Transformationen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten die Frage „Was stimmt nicht mit uns?“ ins Zentrum der Debatten innerhalb der gesellschaftlichen Eliten gerückt. Innerhalb der jungen Disziplin der Neuro-Psychiatrie, und darüber hinaus in die Alltagskultur hinein, bestand „Deutungsbedarf“ hinsichtlich der neuen, nahezu endemisch auftretenden nervösen Schwächungssymptome der modernen Menschen. Mit der Einführung der Neurasthenie als gültigem Terminus technicus gelingt der Medizin die Rückeroberung dieser Deutungshoheit und ermöglicht akzeptable Diagnosen. Anschaulich schildert Hofer an dieser Stelle das

subtile, zeitlos gültige Wechselspiel zwischen Diagnoseangebot und Krankheitsnachfrage, welches sich bei Modediagnosen zwischen Arzt und Patienten, bis ins Gesundheitswesen des 21. Jahrhunderts hinein, einstellt, und zufrieden stellende win-win Situationen auf beiden Seiten erzeugt.

Der erste Teil des Buches führt aber vor allem „in die unruhigen mentalen Landschaften Kakaniens“ und thematisiert die engen Beziehungen der Psychiatrie zu den kulturellen Wissensbeständen und Selbstdeutungen der Zeit. Die Neurasthenie wurde als Kulturproblem angesehen, und ermöglichte als konzeptioneller Begriff neue Interpretationsmuster für die Rückkopplungsvorgänge zwischen Welt und Individuum. Die neue Lehre offerierte den Menschen ein besseres Verständnis für die belastenden Veränderungsprozesse denen sie unterworfen wurden und war auf diese Weise wohltuend sinn- und erklärungsstiftend.

Mit der Neurasthenie öffnete die Medizin aber auch „neue Räume der Selbst und Fremdwahrnehmung maskuliner Schwächen“ und exkulpert diese gleichsam. Der Fortschritt fordert seinen Tribut und adelt den Erkrankten für seine Partizipation am modernen Leben mit dem diagnostischen Prädikat „Neurasthenie“. Innerhalb der Moderne erhält die Neurasthenielehre also auch insofern Bedeutung, als dass männlichem Verhalten erstmalig auch ein „defensiver, unmännlicher Verhaltensraum“ zugestanden und gesellschaftlich akzeptiert wird. Mann darf schwach sein.

Die männlichen Schwächezustände als Symptom der Krise der Moderne leiten über zum zweiten Teil des Buches: „Krieg und Krisenbewältigung in der österreichischen Psychiatrie“

Neurasthenie galt als Kulturkrankheit. Darin lag ihre Faszination aber auch ihre Gefährlichkeit. Bedürfnisse der Wende, des Wandels, der Wunsch nach einer Katharsis hatten sich in bürgerlich intellektuellen Milieus Mitteleuropas festgesetzt und motivierten im Sommer 1914 Kriegsbegeisterung und Frontsehnsucht: Das „Stahlbad der Nerven“ als „therapeutisches Erlebnis“. Vor allem innerhalb der Psychiatrie war man 1914 der Ansicht, das temporäre Problem der Nervenschwäche würde sich alsbald von selbst gelöst haben. Krieg wurde als Korrektiv der Nerven gedacht, als gewaltiges wissenschaftliches Experiment.

Gleichzeitig stellte sich die österreichische Psychiatrie in den Dienst nationaler Kriegspropaganda und stellt die „eisernen Nerven“ der eigenen Soldaten der „verweichlichten und degenerierten Konstitution“ des Kriegsgegners gegenüber.

Die Kriegseuphorie der Militärpsychiatrie findet ein rasches Ende, als psychisch schwerst traumatisierte Soldaten in Massen von den Fronten einer neuen, bisher in seinen verheerenden Wirkungen auf den Menschen nicht vorstellbaren Kriegsführung hinter die Linien gebracht werden. Sie sieht sich mit einer, in dieser Dimension nicht gekannten Herausforderung konfrontiert, der „Kriegsneurose“. Das massenhafte Erscheinen von „Zitterern“, „Schütteln“ an der Heimatfront war nicht nur geeignet, die Kriegsmoral der Bevölkerung zu untergraben, son-

dern stellte auch eine gefährliche Schwächung der Schlagkraft der Armee dar. Es galt die Versehrten rasch wieder fronttauglich herzustellen, andererseits „Simulanten“ herauszufiltern. Verschiedene elektrische Zwangsverfahren kamen dabei breit zur Anwendung. Hier spielte zunächst die aus der Neurasthenielehre kommende Vorstellung eine Rolle, verbrauchte Energie wieder auf zu laden, in späteren Kriegsjahren gewinnen eher „psychologisch-suggestive“ Vorstellungsinhalte in der Strombehandlung (nicht gleich zu setzen mit der Elektroschocktherapie der italienischen Psychiatrie der zwanziger Jahre) an Bedeutung.

Hofer zeichnet in eindrucksvoller Weise den politischen, militärischen und wissenschaftlichen Kontext, in dem die österreichisch-ungarische Kriegspsychiatrie während der Kriegsjahre steht und die sich daraus ergebenden Spannungsfelder und Herausforderungen an die junge Disziplin. Die Psychiatrie war angesichts einer monströsen technisierten Kriegsführung zu einer Schlüsselwissenschaft innerhalb der Militärmedizin aufgestiegen und entwickelte jenseits der Einfluss nehmenden Hierarchien eigenen Ehrgeiz den unbekanntem Verwundungsmustern der Soldaten Herr zu werden. Mit dem sich abzeichnenden Scheitern dieser Anstrengung in den letzten Kriegsjahren bereiten Kreise innerhalb der Psychiatrie aber auch schon späteren Erklärungsmustern für die Niederlage das Feld: rassenhygienisches Gedankengut von minderwertigen, degenerierten Soldaten als Kriegsneurotiker findet Eingang in die Behandlungsaufzeichnungen.

Die Arbeit Hofers bietet eine differenzierte Analyse des kulturgeschichtlichen Phänomens „Neurasthenie“ sowie der Rolle der Psychiatrie im Ersten Weltkrieg. Das Buch wird in wissenschaftlichen Kreisen bestimmt bald als Standardwerk zu dem Thema gelten, ist aber auch dem interessierten Laien als spannende, flüssig lesbare, geistesgeschichtliche Lektüre ans Herz zu legen.